

FEUILLETON

VON ANDRIAN KREYE

Würde man die New Yorker Skyline mit einem Zeitraffer über die letzten 150 Jahre betrachten, könnte man sehen, wie sie in drei großen Schüben in den Himmel wuchs. Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts waren es die Erfindungen des Aufzugs, die Fortschritte im Stahlbau und das neue Geld des Bankenwesens, die im Süden der Insel Manhattan die ersten Hochhäuser möglich machten, die mit ihren Stuckfassaden noch an die Städte der Vergangenheit erinnerten. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ließ das Wirtschaftswunder der Nachkriegsjahrzehnte mit den klotzigen Bürotürmen der Konzernzentralen die Mitte der Insel in die Höhe wachsen. Seit ein paar Jahren bringt nun das Kapital der Globalisierung neue Türme in die Stadt, die über den alten Wolkenkratzervierteln emporsteigen wie gläserne Nadeln und Klingen.

Das mächtigste dieser neuen Projekte sind die Hudson Yards, das teuerste Bauwerk in der Geschichte Amerikas. 25 Milliarden Dollar, mehr als 22 Milliarden Euro, hat dieses neue Stadtviertel gekostet, das sich auf einem vier Millionen Quadratmeter großen Grundstück über der Gleisharfe der West Side Rail Yards erstreckt, auf der in der Nacht die Pendlerzüge parken, die tagsüber Long Island anfahren.

Zu den 16 Gebäuden gehören ein Einkaufs- und ein Kulturzentrum sowie die sechs Glastürme mit ihren Zuckenformen, die vom gegenüberliegenden Ufer in New Jersey aus ein wenig so wirken, als hätte jemand ein Stück Dubai an den Hudson River umgepflanzt. Die New Yorker Öffentlichkeit empfindet die Hudson Yards als Auffront. Spricht man mit Experten, wie dem Gentrifizierungskritiker Jeremiah Moss, merkt man schnell, dass sich hier eine Stadtentwicklung vollzieht, die exemplarisch für die Geschichte der urbanen Gegenwart steht.

Ganz fertig wird das Projekt erst im Jahr 2026. Doch seit diesem Frühjahr ist das Retortenviertel offiziell eröffnet. Man kann also darin herumspazieren. Soll man sogar. Ein halbes Dutzend Restaurantfilialen berühmter Köche und das Kulturzentrum The Shed mit einem Programm, mit dem man eine ganze Großstadt bespielen könnte, wollen dafür sorgen, dass die Hudson Yards Anschluss an den Rest der Stadt finden. Ganz ehrlich ist das nicht.

Die Bewohner der Hudson Yards suchen keinen Anschluss. Bei Wohnungspreisen ab vier Millionen Dollar aufwärts lässt sich hier gerade eine sehr kleine Zielgruppe nieder, die mit dem Rest der Welt auch sonst nur selten in Berührung kommt. Und genau für die sind die Hudson Yards das perfekt aseptische Ghetto des Reichtums, in dem die Bürger der restlichen Stadt nicht mehr sind als Statistiken für die sorgsam gestalteten Parkanlagen.

Man kann das Viertel zum Beispiel von der nordöstlichen Ecke betreten. Eine Rolltreppe bringt einen dann ins Einkaufszentrum mit spiegelblank gewienerten Marmorböden. Große Marken säumen die klimatisierten Gänge. Brooks Brothers, Dior, Chanel, Tiffany. Die Filialen verstärken allerdings den Eindruck, man sei hier im Flughafengebäude eines asiatischen Tigerstaates gelandet. Hier gibt es kaum etwas. Das Angebot ist auf Impulskaufware beschränkt. Die meisten Geschäfte sind verwaist.

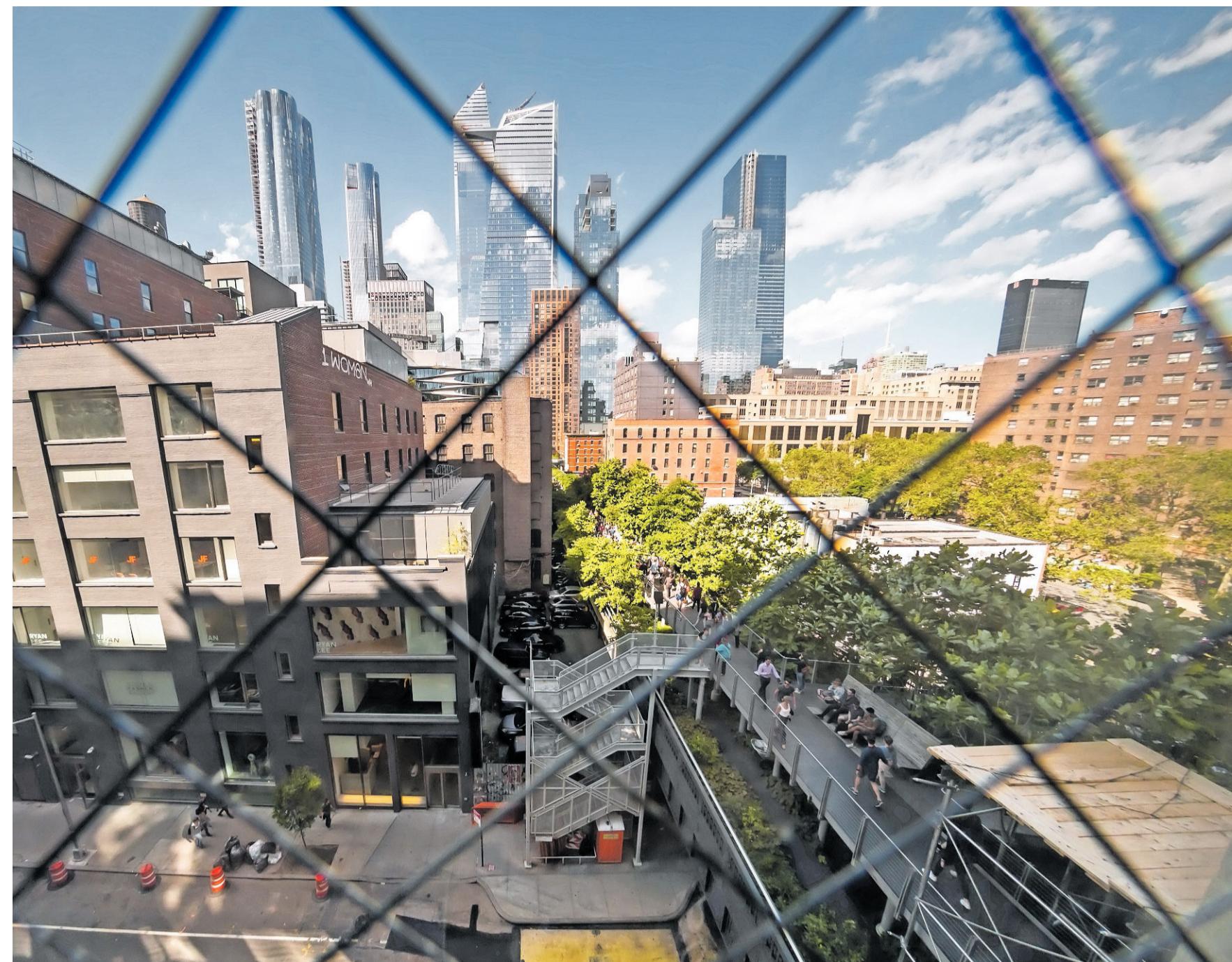
Die High Line war das trojanische Pferd für die Immobilienindustrie

Ein paar Ecken weiter tritt man durch die Kaltluftsleuse zurück in die Schwüle der Stadt und steht im Ausflüglertubel vor „The Vessel“, einer fast 50 Meter hohen Skulptur des britischen Designers Thomas Heatherwick, die aus 2500 Treppenstufen und 80 Absätzen besteht, auf denen man stundenlang ins Nirgendwo steigen kann. Der böse New Yorker Volksmund findet, dass das Ding aussieht wie ein monumentaler Döner. Aus der Nähe betrachtet wirkt es mit seinem braunschimmernden Glanzlack eher wie die Sorte Kunst, die Immobilienmakler für Besichtigungstermine in Häuser stellen, damit sie bewohnt werden. Was ja gut in den Kontext passt.

Gleich daneben steht The Shed, deutsch: der Schuppen. Noch so ein Ding, das als Architekturmöbel sicher hübsch aussah. Jetzt macht der achtstöckige Bau mit seiner Zeltstrukturfassade den Eindruck, er sei aus einem „Star Wars“-Baukasten übrig geblieben. Das New Yorker Kulturbüro wird nicht darum herumkommen, das Ding hin und wieder zu besuchen. Superkurator Hans Ulrich Obrist macht hier das Programm. Björk, Gerhard Richter und Arvo Pärt waren schon da.

Von hier aus kann man geradeaus auf einem breiten Holzsteg zum Fluss spazieren. Oder man biegt nach links und kommt auf die High Line, in jenen gefeierten Stadt-park auf den einstigen Hochgleisen der New Yorker Eisenbahn, dessen erster Abschnitt 2009 eingeweiht und als Juwel der Stadtplanung gefeiert wurde. Bis die New Yorker merkten, dass links und rechts der Promenade die Immobilienpreise explodierten und Stararchitekten unbezahlbare Wohntürme hinstellten. Die High Line, das ist heute klar, war das trojanische Pferd der Immobilienindustrie, um die bis in die Neunzigerjahre desolate Westseite des südlichen Manhattan in einen der wertvollsten Flecken Erde zu verwandeln.

Mit dem Anschluss an die Hudson Yards neben The Shed bekommen die High Line aber noch eine zweite Funktion. Hoch über den Straßen können die Bewohner nun nach Süden bis zum Whitney Museum und dem Boutiquen- und Ausgehquartier des ehemaligen Schlachterviertels Meatpacking District spazieren, ohne wirklich mit der Stadt in Berührung zu kommen.



Die Wolkenkratzer der Hudson Yards, gesehen durch das Fenster eines Lagerhauses. Vorne rechts: die High Line.

FOTO: IMAGO

Gläserne Klinge des Kapitalismus

Die Hudson Yards in New York sind das teuerste Bauprojekt in der Geschichte Amerikas – ein Ghetto des Reichtums und Ausdruck einer „Hypergentrifizierung“

Der Skandal liegt für die New Yorker nicht nur in der Struktur der Hudson Yards, sondern auch in der Finanzierung. Die Subventionen und Steuervorteile, die die Stadt New York dem Immobilienkonzern Related zuschüttete, belaufen sich laut einer Studie der New School University auf sechs Milliarden Dollar. Dazu kommt, dass die Stadt mit geschickten Winkelzügen die Förderzone des alten Schwarzviertels Harlem über den Central Park bis zu den Hudson Yards erweiterte. Deswegen darf Related nun sogenannte EB-5-Visa ausgeben.

Die sollen eigentlich strukturschwache Gemeinden fördern. Wer als Ausländer mindestens 500 000 Dollar investiert und damit zehn oder mehr Arbeitsplätze schafft, bekommt für sich und seine Familie Green Cards, also unbefristete Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen. 90 Prozent der EB-5-Visa gingen bisher an Chinesen. Rund 3000 solcher Visa werden für die Hudson Yards erwartet. Und weil man bei den Wohnungspreisen dieses Kriterium automatisch erfüllt, gibt es die Green Card sozusagen als Werbegeschenk.

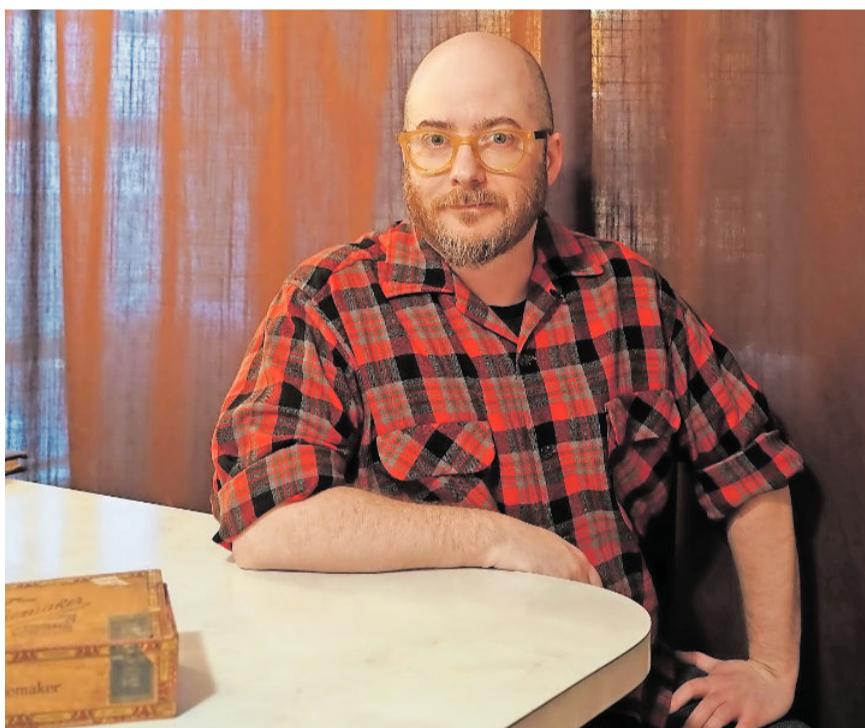
Man ist da nicht der einzige, den die klassenkämpferische Wut darüber packt, mit welcher Schamlosigkeit das Kapital hier gelandet ist wie das Raumschiff einer Alien-Invasion. In der Stadt, die so lange der Fluchtpunkt der Freiheitsträume und Hoffnungen auf unbegrenzte Möglichkeiten war. Die mit ihren Nischen und Ecken europäischer war als Europa, die Freiräume dort, die es nur selten gab auf der Welt.

Die gibt es auch heute noch. In den Außenbezirken Brooklyn und Queens, in der renovierten South Bronx und im gar nicht so weit entfernten Philadelphia, das bei den New Yorker Preisen zur Pendlerstadt geworden ist. Manhattan aber ist zur Blaupause für jene Stadtentwicklung geworden, die mit dem Begriff „Gentrifizierung“ längst nicht mehr ausreichend beschrieben wird. Die radikale Kapitalisierung des Wohn- und öffentlichen Raums hat Städte wie London, Moskau, Paris und München zu Refugien der sehr Wohlhabenden und Bestverdiener gemacht. Ganz New York scheint die Hudson Yards zu hassen – ja, der Ausdruck ist durchaus angebracht. Das Projekt ist Synonym für all das, was die Leute hier selbst für Leute so mühsam und unbeschreibbar macht, die sechsstellige Summen im Jahr verdienen.

Eine gute Gelegenheit also, sich mit Jeremiah Moss zu treffen, der die Debatte um die Entwicklung der Stadt New York in den letzten Jahren geprägt hat wie kein zweiter. Gleich drei Begriffe hat er in den Diskurs eingeführt, die sich in Amerika schon durchgesetzt haben.

Jeremiah Moss heißt eigentlich Griffin Hansbury. Hauptberuflich arbeitet er als Psychotherapeut. Das Pseudonym hat er sich gegeben, seit er den Blog „Vanishing New York“ schreibt, eine Chronik aller jener Orte, die wegmodernisiert werden – Cafés, Geschäfte, Klubs, Bars. Vor zwei Jahren hat er ein Buch gleichen Namens daraus gemacht.

Treffpunkt ist das Peter McManus Café nicht weit von der High Line, eines der letzten Lokale der Gegend, das weder zu einer



Kritiker einer „extremen Entwicklung“: Jeremiah Moss dokumentiert auf seinem Blog „Vanishing New York“ all die Orte, die wegmodernisiert werden.

Foto: WOKE

Kette gehört, noch teure Hipness suggeriert. Eine alte Arbeitbar mit dunklen Sitzecken. Es gibt Hausmannskost. Moss trägt die Insignien der alten Boheme – rund Brille, Vollbart, Holzfällerhemd. Er wirkt mit Stolz etwas gestrigt. Weil ihm das Heute so zu schaffen macht.

„Gentrifizierung ist der falsche Ausdruck für das, was in New York passiert“, sagt er. „Das sind extreme Entwicklungen, die Stadt und Wirtschaft mit Unsummen finanzieren. Die bauen die Stadt für eine Oberschicht um, die mit der Stadt eigentlich nichts mehr zu tun haben will. Eigentlich ist das die ‘Corporatismus’ oder ‘Businessification’ New Yorks. Ich habe mich dann für den Begriff Hypergentrifizierung entschieden, weil der leichter verständlich ist.“

Von „vertikalen Geisterstädten“ spricht Jeremiah Moss. „Da wohnt niemand.“

Deutlichstes Zeichen seien die Luxus-türme, wie sie nicht nur in den Hudson Yards stehen. „Vertikale Geisterstädte sind das“, sagt er. Noch eines seiner Schlagworte. Die Finanz- und Technikkonzerne brächten Tausende in die Stadt. Und die Zuzügler lieben New York. Bis zu einem gewissen Grad. Denn sie wollen das Boheme- und Großstadtleben bitte schön in sehr homöopathischen Dosen. „Das ist dann das, was der norwegische Urbanist Jonny Apsen als Zombie-Urbanismus bezeichnet.“ Ein Begriff, den Moss importiert hat. Er bedeutet, dass es zwar alle Anzeichen eines Großstadtlebens gibt, also Bars, Clubs, Lokale, eine Kulturszene, aber eben alles hochpreisig und geplant.

Diese Entwicklung sei vor allem vom Milliardär und ehemaligen New Yorker Bürgermeister Michael Bloomberg vorangetrieben worden. Der habe damals die Bebauungszonierungen der Stadt neu geordnet. „Überall dort, wo Minderheiten wohnten, gab es ein sogenanntes Upzoning, was die Gegenden für Entwickler öffnete. Die dann die Anrainer meist vertrieben. In allen Gegenden, wo vor allem Weiße Immobilien besaßen, im beschaulichen West Village zum Beispiel, gab es Downzoning, es durfte also nichts weiterentwickelt werden, um den Bestand zu schützen.“ Den rassistischen Kern dieser Politik kann er historisch erklären. „Das ist die umgekehrte Bewegung der Siebzigerjahre, als alle Weißen in Amerika die Großstädte in Richtung Suburbia verließen. Deren Kinder und Enkel kommen jetzt zurück.“ Und bringen ihre Vorortgewohnheiten mit.

„Ich erlebe das in meinem eigenen Gebäude“, sagt er. Moss lebt in einer der alten Mietskasernen im früheren Einwanderer- und Bohemerviertel East Village in der siebten Straße. „Die jungen Leute, die da jetzt einziehen, grüßen nicht mehr. Sie sind ja auch nicht gekommen, um zu bleiben. Die machen ein paar Jahre Karriere in der Stadt, feiern viel und ziehen dann wieder weg. Die suchen keinen Kontakt zu der Community, in der sie leben.“ Hin und wieder sei es in seinem Haus wie in einem Studentenwohnheim. „Die spielen ihre Musik extrem laut und feiern. 25 Jahre lange hatte ich keine Probleme mit den Nachbarn. Jetzt muss ich mich sogar beschweren. Weil sie gewohnt sind, in alleinstehenden Häusern der Vororte zu leben. Da kann man Lärm machen, so viel man will. Da muss man keine Rücksicht nehmen.“

Es gehe so weit, dass selbst die Geschäftete der Gegend in Mitleidenschaft gezogen werden. „Unsere Hausgänge sind voll mit

Amazon-Paketen. Weil sie alles im Internet bestellen. Die gehen nicht mehr in die Geschäfte der Nachbarschaft. Und die spüren das deutlich.“

Aber er hat Hoffnung. Als die Bürger der Stadt im Februar verhinderten, dass der Digitalhandelsriese Amazon sein zweites Hauptquartier im Stadtbezirk Queens aufmacht, sei vielen klar geworden, was auf dem Spiel steht. Drei Milliarden Fördergelder hatte New York Amazon angeboten. Die hatten 25 000 Jobs versprochen. „Aber das wären ja keine Jobs für New Yorker. Das sind Jobs mit sechszehn Gehältern, für die sie Experten aus dem ganzen Land rekrutiert hätten. Und die hätten sich dann hier niedergelassen, ohne hier wirklich zu leben.“ Rund um das Google-Büro in Chelsea könnte man das beobachten. „Die gehen nicht mal in der Nachbarschaft essen. Die Firmen bieten denen alles, was sie brauchen, inhouse an.“

Es lassen sich junge, gut bezahlte Leute nieder, ohne wirklich im Viertel zu leben

Die Tech-Industrie sei der Partner im Geiste der Immobilienindustrie. „Deren Philosophie ist es, Städte nicht als Gemeinden und Wohnorte, sondern als Ware zu betrachten.“ Hypergentrifizierung sei nichts anderes als Hyperkapitalismus. Aber der stößt nun vermehrt auf Widerstand. „Das Pendel schwingt seit der Occupy-Wall-Street-Bewegung und seit dem Wahlkampf von Bernie Sanders in eine andere Richtung“, sagt er. „Und seit Trump gewählt wurde, hören wir immer mehr über demokratische Sozialismus. Wenn wir Trump überleben, wird es Teil seines Vermächtnisses sein, dass er die Linke in diesem Land zum Leben erweckt hat wie kaum ein anderer vor ihm.“

In New York war die Absage an Amazon ein Anfang. Das Barclays Center, eine Sportarena im Zentrum von Brooklyn, die Immobilienunternehmer gegen den Willen der Bevölkerung durchdrückten, hätte heute keine Chance mehr. Und die Hudson Yards? „Die schon“, sagt er. „Die liegen im unteren Manhattan. Dort leben vor allem Weiße, die meist besser verdienen. Die entwickeln keinen politischen Willen.“ Und bei ihm im East Village, dem traditionellen Zentrum der New Yorker Linken? „Da leben die Hipster, das sind die sogenannten ‘rebel consumers’. Für die ist Rebellion eine Pose. Letztlich geht es ihnen um Konsum.“

Die Bewegung formiere sich eben nicht auf den Inseln des Wohlstands. Doch die Härten der neuen Gesellschaft zeigen sich gleich hinter den Bezirksgrenzen von Manhattan. „Ich hoffe, dass wir eines Tages dankbar für die harten Zeiten sein werden, die wir gerade durchmachen.“ Wie hart die sind, weiß er nicht nur als Gentrifizierungskritiker, sondern auch als Therapeut. Die Rate der Depressionen und Angststörungen sei seit Trumps Wahl massgeblich gestiegen, sagt er. „Trump, Ungleichheit und Klimakrise“ seien die Auslöser. Nein, der Hyperkapitalismus sei nicht mehr nur symptomatisch. Der ist jetzt pathologisch.

HEUTE

Feuilleton

Die Völklings Hütte zeigt eine opulente Schau altägyptischer Kunst: „Pharaonengold“ 11

Literatur

Der Kapitalismuskritiker Paul Mason weist den Weg in eine „klare, lichte Zukunft“ 12

Das Politische Buch

Zwei Bücher warnen vor einem Ende der freiheitlichen westlichen Gesellschaften 13

Wissen

Wenn Antibiotika nicht mehr wirken, sollen Phagen Bakterien bekämpfen 14

► www.sz.de/kultur

NETZKOLUMNE

Blind für Seife

Die verzerrte Weltsicht der künstlichen Intelligenz

Nach Lkw-Fahrern, Supermarktkassierern und Lagerarbeitern könnte ein weiterer Berufsstand zum Opfer der Automatisierung werden: die Ärzteschaft. Die Verdrängungsgefahr geht von der britischen Firma Deepmind aus, einer Google-Tochter. Jenem Unternehmen also, das mittels künstlicher Intelligenz Go-, Schach- und inzwischen auch Computerspieler zur Verzweiflung bringt. Gegen die Deepmind-Algorithmen sind selbst die fähigsten menschlichen Kontrahenten chancenlos.

Weil sich damit aber noch kein Geld verdienen lässt, versucht Deepmind seine KI vor allem im Gesundheitssektor zu vermarkten. Nach Experimenten bei Augenerkrankungen und verschiedenen Krebsarten, wurde Anfang August der nächste Durchbruch verkündet. Bis zu 48 Stunden früher als bisher könnte ein neues KI-System eine Nierenversagen bei Patienten vorhersagen, so eine Studie, die in *Nature* veröffentlicht wurde. Viele Medien übernahmen die Meldung. Und das, obwohl sich an dem Papier viele Probleme zeigten, die es in Sachen KI momentan gibt.

Zunächst einmal wurde hier überhaupt nichts vorhergesagt, vor allem nicht an echten Menschen. Man gab einem neuronalen Netzwerk lediglich historische Daten zu Nierenproblemen und für jeden untersuchten Patienten eine Vielzahl von Datenelementen und ließ die Software daran arbeiten, ein Muster zwischen beidem zu erkennen. Zweitens sind die Ergebnisse alles andere als eindeutig. Die Vorhersagen treffen nur in etwa mehr als die Hälfte der Fälle zu. Je früher die Vorhersage gemacht wird, desto unsicherer ist sie auch. Außerdem generiert das System für jeden richtigen Treffer zwei falsch-positive.

Die Deepmind-Forscher haben außerdem versäumt, darzulegen, wie das KI-System überhaupt zu seinen Einschätzungen kommt. Wir haben es also einmal mehr mit einem Phänomen zu tun, das der Harvard-Jurist Jonathan Zittrain letzte Woche im *New Yorker* „intellectual debt“ genannt hat. Danach laden wir uns intellektuelle Lasten auf, indem wir erst die Antworten geben und die Erklärungen dafür nachliefern. Korrelationen statt Kausalitäten – im Bereich der KI-Forschung ist das mittlerweile ein üblicher Weg, Wissenschaft zu betreiben. Das Prinzip der Falsifikation, das jeder Studierende im ersten Semester kennlernt, ist durch das Gieren nach schlagzeileträchtigen Forschungsdurchbrüchen – und den damit einhergehenden Börsengewinnen – außer Kraft gesetzt.

Die KI erkennt Gesichter weißer Männer am besten, weil sie mit Bildern von diesen gelernt hat

Kommen wir zur vielleicht gravierendsten Schwäche der Studie: Die Daten, mit denen die Software trainiert wurde, bezog Deepmind zu großen Teilen von Krankenhäusern, die dem amerikanischen Kriegsveteranenministerium unterstellt sind. Das hatte zur Folge, dass nur sechs Prozent der Patienten weiblich waren. Man kann also keineswegs annehmen, dass die statistischen Muster auch auf die Gesamtbevölkerung übertragbar wären.

Auch das ist ein in der KI-Forschung häufiges Problem. Muster erkennt die Software nur in jenen Daten, die man ihr vorlegt. Wenn man also mit Daten männlicher oder weißer Patienten arbeitet, marginalisiert man große Bevölkerungssteile. Diese normative Verzerrung durch nicht repräsentative Trainingsdaten ist mittlerweile nicht mehr auf Gesichtserkennungssysteme beschränkt, die eben besonders gut weiße, männliche Personen erkennen. Laut einer ausgerechnet von Facebook durchgeführten Studie tun sich Bilderkennungsalgorithmen mit Personen aus einkommensschwachen Haushalten und mit Objekten aus ihrer Lebenswelt schwerer als mit solchen aus reicheren Schichten.

Das hat zur Folge, dass die Aloe-Vera-Emulsion im Spender von der Software eher als Seife erkannt wird als ein schnöder Klotz Kerneife. Die Welt, die von der KI beschrieben wird, wird eine sein, die ihrer Schöpfer entspricht. Und das sind nun mal überwiegend weiße, reiche Männer.

MICHAEL MOORSTEDT